

Nr. 11662. Wien, Dienstag, den 9. Februar 1897

Hanslick Edition: Hanslick in Neue Freie Presse
Herausgegeben von Michael Etienne und Max Friedländer

Eduard Hanslick

9. Februar 1897

1 Zum Schubert-Jubiläum. III.

Ed. H. Die Festwoche ist zu Ende. Könnte man die Stunden zusammenzählen, welche da nur von Schubert'scher Musik widerhallten, und die Schubert'schen Compositionen verzeichnen, die klein und groß in allen Wiener Concertsälen, Vereinen, Privathäusern gesungen und gespielt worden sind — es gäbe ein Resultat, das sich in Schubert's kühnsten Traum nicht hineingewagt hätte. In seinem ganzen Leben hat der Mann, dem diese Festwoche galt, sich nicht so häufig und so gut aufführen gehört. Falls künstlerische Versündigung der Vorfahren wirklich von den Nachkommen gesühnt werden kann, so ist es durch die Wiener von 1897 reichlich und vollbewußt geschehen. Nicht vermögen wir all die Schubert-Concerte aufzuzählen, die, gleichsam zu einem ungeheuren Accord vereinigt, jeden fremden Ton, jedes fremde Wort weit von sich abwehrten.

Mit der Opernvorstellung der „ und Verschworenen des „ begann am 30. Januar Vierjährigen Postens das große Wiener Schubertfest, das, durch zehn Tage fortgesetzt, erst am 8. Februar mit einer Production des Conservatoriums abschloß. Alle unsere Concertinstitute, die Philharmoniker, die Musikfreunde, der Männergesang-Verein, der „Schubertbund“, die Quartettgesellschaften und Rosé sind in großer Gala aufmarschirt, um Hellmesberger mit ihrer Kunst ausschließlich Schubert zu verherrlichen. Und von den fremden Concertgebern hat keiner unterlassen, wenigstens Ein Schubertstück, Eine duftige Blume zu dem mächtigen Jubiläumskranz beizusteuern; die geistreiche, anmuthige Französin Clotilde, der hinreißend Kleeberg temperamentvolle Emil, der abgeklärte Sauer große Meister. Wer vermöchte alle die d'Albert einzelnen Künstler und Vereine zu nennen, die hier in Begeisterung für Schubert wetteiferten! Ein einziges besonderes Moment möchte ich doch hervorheben, das unsere Schubert-Feier von ähnlichen Musikfesten unterschied: das Volksthümliche. Weder das hundertjährige Jubiläum Mozart's (1856) noch das (Beethoven's 1870), geschweige denn C. M. (Weber's 1886) haben in Wieneine so gewaltige, allgemeine, bis in die Tiefen des Volkes nachzitternde Bewegung hervorgerufen, wie die Schubert-Feier. Ich erinnere nur an die vielen am 31. Januar unentgeltlich veranstalteten und massenhaft besuchten Volksconcerte im IX., X., XI. und XV. Bezirk, an Dr. H. Schenker's historischen Vortrag im III. Bezirk und die Festrede des hochverdienten Schweizer Musikhistorikers A. im „Niggli Schubertbund“. Schade, daß unser ausgezeichnete Schubert-Forscher Max der Rednerbühne ferne blieb, für welche Friedländer sein interessanter Aufsatz im letzten Heft der „Deutschen“ so willkommenen Stoff geboten hätte. Auch Rundschau das Quartett hat zu sehr herabgesetzten Preisen Rosé Schubert gespielt und damit eine außerordentlich zahlreiche, dankbare Hörerschaft erfreut. Diese liberale Propaganda Schubert'scher Musik und ihre starke Wirkung auf breite empfängliche Volksschichten ist in der Wiener Schubert-Feier als ein neues hochehrfreuliches Element zu bezeichnen.

Die Aufgabe, ein großes Musikfest ganz aus Schubert'schen Werken zusammenzustellen, ist nicht ganz so leicht. Es fehlt da an einer hinreichenden Zahl groß aufgebauter und mächtig wirkender Tonschöpfungen von classischer Vollendung, wie sie für ein Bach- und Händel-Jubiläum, ein Mozart- oder Beethoven-Fest sich darbieten. Monumentale Werke wie die C-dur-Symphoniestehen ziemlich vereinzelt in der langen Reihe Schubert'scher Werke, deren Bestes (Lied und Kammermusik) überwiegend intimen Charakter trägt. Schubert ist bei aller Genialität eine behagliche, bequeme Natur, die sich gerne gehen läßt und unbefangen wiederholt. Ein ausschließlich Schubert'sches Musikfest ist unmöglich ohne starkes Uebergewicht des rein Lyrischen, Liedmäßigen, des melodisch-homophonen Satzes. Die Wirkung Schubert'scher Musik wird durch anhaltende Alleinherrschaft nicht größer, sondern kleiner. Einzelne bezaubern seine Stücke durch ihren echt Schubert'schen Duft; in Reih' und Glied gestellt, schaden sie einander durch ihre starke Familienähnlichkeit. Breitet sich gar diese ausschließliche Schubert-Herrschaft, wie es der Festgedanke erheischte, über volle zehn Tage aus, so werden wir aufmerksamer und empfindlicher für gewisse Schwächen Schubert's — obwol oder gerade weil sie so enge mit seinen bezaubernden Vorzügen verwachsen sind. Zehn Tage reichen hin, um uns für die Reize eines ewig blauen Melodienhimmels über breiter grüner Ebene ein wenig abzustumpfen.

Gleich Mozart hat Schubert sich in allen musikalischen Kunstgattungen bethätigt. Er besaß dieselbe Vielseitigkeit, dieselbe wunderbar leichte und rasche Production wie Mozart, mit welchem er überhaupt mehr persönliche Eigenschaften gemein hat, als mit Beethoven. Die Wiener Feste haben Schubert in allen Musikgattungen repräsentirt. Am knappsten natürlich in der Oper, wo mit voller Beruhigung doch nur den „Versworenen“ ein wirklicher Erfolg zu versprechen war. Der Symphoniker glänzte durch die große C-dur-Symphonie und die unvollendete in H-moll, deren Schönheiten durch die Philharmoniker unter Hanns Leitung zu entzückender Wirkung gebracht wurden. So anhaltend jubelnden Beifall haben diese Stücke noch nie erlebt. Die Aufführung strahlte wirklich in solcher Vollendung, daß man die unleugbaren Längen beider Werke kaum zu empfinden schien. „Länge“ in der Musik ist ein relativer Begriff: ein'sches Adagio oder Beethoven's Finale, das genau so viele Minuten dauert wie das Adagio oder das C-dur-Finale von Schubert, erscheint uns nicht zu lang; denn auch die melodiosesten Symphoniesätze Beethoven's entbehren niemals einer kräftigen polyphonen Musculatur, eines festen contrapunktischen Rückgrates; auch vergessen sie nie auf contrastirende Episoden, wo die Gefahr lyrischer Monotonie eintritt. Schubert's Entzücken über die „himmlische Länge“ der C-dur-Symphonie möchten wir als einen liebenswürdigen Charakter Symphoniezug im Bilde's nicht missen; in der Symphonie selbst finden wir Alles himmlisch, nur gerade die Länge nicht. Dieses schwelgerische Ausgenießen einer Melodie, dieses unersättliche Wiederholen derselben Themen wird noch auffallender in Schubert's Kammermusik, weil hier die Mannigfaltigkeit der Klangfarben entfällt.

Durch den künstlerischen Wetteifer unserer Quartettvereine bekamen wir die köstlichsten Früchte Schubert'scher Kammermusik zu genießen: bei dem Hellmesberger D-moll-Quartett, das C-dur-Quintett und das Octett; bei dem (jüngst von Rosé Joachim aufgeführte) G-dur-, das Quartett B-dur-Trio und abermals das Octett. Den Clavierpart des B-dur-Trios spielte Fräulein Caroline, eine Enkelin Ferdinand Geißler-Schubert's. Das Erscheinen der bescheidenen, lebenswürdigen jungen Dame, die als Clavierlehrerin in London ansässig und angesehen ist, brachte in den allgemeinen Schubert-Enthusiasmus noch einen persönlichen gemüthlichen Familienzug. Franz Schubert hatte vierzehn Geschwister, sein Bruder Ferdinand nicht weniger als 28 Kinder — seltsam genug, daß von dieser so ausgebreiteten Familie ein einziges Glied, nämlich Caroline Geißler-Schubert, musikalisches Talent gezeigt und sich künstlerischem Beruf gewidmet hat. Wieder ein Beitrag zu den Streitschriften für und gegen die Erbllichkeitstheorie. Fräulein Geißler erwies sich im Vortrag des

B-dur-Trios und der sogenannten „Phantasie-Sonate“ in G-dur, op. 78, als eine correcte und feine Pianistin. Hinreißend wirkte ihr Spiel keineswegs und hätte das, selbst bei schärfer ausgeprägter Individualität, kaum vermocht in unserem großen Musikvereinssaal. Zarte, intime Musik zerflattert, zerstäubt ja machtlos in diesen Räumen. Schon das Trioerreichte nicht die Hälfte seiner in kleinerem Raume sicheren Wirkung, geschweige denn die Claviersonate mit ihrer zierlichen Anmuth und idyllischen Vergnügtheit. Wer Tags zuvor im Operntheater die „Ver“ gehört, der wird die Melodie „Ich möchte soschworenen gerne sie kosen und herzen“ Note für Note in der G-dur-wiedergefunden haben. Sonate

Uebergehen wir zur Vocalmusik, so begegnen wir Schubertzuerst auf dem von ihm so reich und glücklich bedachten Gebiete des Chorgesanges. In den officiellen Festconcerten wetteiferten darin der Wiener Männergesang-Verein mit dem Schubertbund. Ersterer sang unter Leitung drei der bekanntesten Chöre („Kremser's Nur“, „wer die Sehnsucht kennt Gondelfahrer“ und „Gesang“) mit gewohnter Vollendung. Der Geister über den Wassern Der von Herrn dirigirte Kirchl Schubertbund hatte gleichfalls den „Gesang der Geister“ gewählt, dann die „Nachthelle“, „Der Entfernten“ und den „Nachtgesang im“. Gerne hätten wir eines dieser schönen, aber sehr Walde bekannten Stücke hingegeben für die kraftvollen, selten gehörten Maurenchöre aus „Fierrabras“, deren unsere Vereine sich gar nicht mehr zu erinnern scheinen. Wie lange ist's her, daß mit Gesangstücken aus „Herbeck Fierrabras“ das Publicum entzückt hat. Auch die Damen haben tapfer und rühmlich mitgewirkt als Solistinnen und im Ensemble. Ihr Verdienst war unter Anderm: der Genienchor aus der „Zauberharfe“ (Wiener Sing-Akademie und Lehrerinnenchor), das Grillparzer'sche Ständchen mit Alt-Solo (Fräulein und der Singverein), endlich der gemischte Chor Walker „Gott in der Natur“, dirigirt von Herrn R. v. Perger

Es lag in dem Charakter der Jubiläums-Concerte, daß Schubertals Liedercomponist nur spärlich vertreten war, also numerisch am schwächsten in dem Zweige, der sein Genie am stärksten, originellsten und fruchtbringendsten zeigt. Ueber die Kurzsichtigkeit, welche in Schubert nur den großen Liedercomponisten erblicken wollte, ist unsere Zeit längst hinaus. Wahr bleibt aber, daß Schubertim Liede alle seine Vorgänger und Zeitgenossen übertroffen, in der Musikgeschichte ohne Nebenbuhler emporragt. Das Lied ist die einzige Musikgattung, die erst nach Beethoven zu voller Entfaltung und hohem Range gelangte, und das war die That Franz Schubert's. ... Mit dem Vortrage Schubert'scher Lieder hat Frau v. lebhaften Türk-Rohn Beifall geerntet. Sie kann dessen stets sicher sein, wenn sie ihrer Individualität gemäße Lieder wählt. Ihre liebliche, aber kleine, einfärbig helle Stimme und ihre im Zierlichen reizende, aber starker Leidenschaft unzugängliche Vortragsweise sind an ziemlich enge Grenzen gebunden. „Mirjam's“ (einst eine Glanznummer der Siegesgesang) ver Wiltlangt eine umfangreiche, kraftvolle Stimme, die in jubelndem Aufschwunge Chor und Orchester durchdringt; gegen solche Aufgaben reagirt das Organ und die ganze Persönlichkeit der graziösen Frau. Nebst Frau v. Türkhaben sich die Herren und Winkelmann Reichmann höchst erfolgreich an der Schubert-Feier betheiliget. Opersänger von eminent dramatischer Richtung sind selten gute Liedersänger; sie glänzen auf diesem Gebiete nur ausnahmsweise und innerhalb streng gezogener Grenzen, von denen freilich der Künstler selbst meistens nichts wissen will. Herrn Winkelmann, welcher „Die Allmacht“ sang, habe ich leider versäumt, hingegen dem Triumph des Herrn Reichim großen Musikvereinssaale beigewohnt. Mit dreimann Liedern voll düsterer Schwermuth — „Doppelgänger“, „Wanderer“, „Am Meere“ — hatte er eine richtige Wahl getroffen; sie fanden im Klang seiner Stimme und seinem schweren Pathos den überzeugendsten Widerhall. Nur das Lied „An die Musik“ schien uns zu tief in Melancholie getaucht, zu oft von Seufzern unterbrochen. Ueber Schubert's Dank an die „holde Kunst“ schwebt keine tragische Gewitterwolke, vielmehr ein Goldglanz von Zufriedenheit und Herzlichkeit. Mit unbeschreiblichem Jubel wurde am nächs-

ten Abend Gustavempfangen. Seit einiger Zeit der Walter Oeffentlichkeit entfremdet, hat er uns wieder mit einigen von den Liedern erfreut, die ihm Keiner nachsingt. („Sei“, „mir gegrüßt Ungeduld“, „Liebesbotschaft“, „Wohin?“) Ja, wenn Einer nicht fehlen durfte beim Schubert-Jubiläum, so ist es unser Walter. Die „Schöne Müllerin“, „Die Winterreise“, die zartesten Lieder aus Goethe und Heine, sie erwecken in uns sofort die Erinnerung an Walter's Gesang. Seit 25 Jahren hat er sie uns ins Herz gesungen, und Keiner hat sie oder ihn daraus verdrängt. Walter's Liederabende behaupten bereits einen ehrenvollen Platz in der Wiener Musikgeschichte. Wie sehr aber dieser Sänger noch der Gegenwart angehört, noch heute durch seine Gesangsbildung und warme Empfindung entzückend, das hat er in dem Schubert-Festconcerte vom 4. Februar aufs schönste gezeigt.

Als geistlicher Tondichter war Schubertgleich im ersten Festconcerte durch eine Arie aus der Oestercantate „Lazarus“ repräsentirt, für deren edlen Vortrag wir Frau Leonore v. verpflichtet sind. Nun fehlte noch zur Vollständigkeit Bach des Programmes, das eine großartige Rundschau über Schubert's gesamtes Schaffen darzustellen hatte, die eigentliche Kirchenmusik. Die Aufführung der im großen Musikvereins-saale bildete den imponirenden Abschluß der vier officiellen, von der Stadt Wien veranstalteten Schubert-Concerte. Hofcapellmeister Richter commandirte ein ganzes Heer von Sängern und Instrumentalisten, welche in gedrängter Aufstellung das ganze Podium füllten: das Philharmonische Orchester, der Singverein, der Wiener Männergesang-Verein. Ein schöner Einfall ließ die Sängerknaben der Hofcapelle im Richter's Chor mitwirken; die Erinnerung daran, beim Jubiläum Schubert's, des so groß gewordenen kleinen Hofcapellsängers, mitgesungen zu haben, wird sie noch in späten Jahren erfreuen. Frau Baronin Leonore, Frau Bach Gisela, die Herren Gustav Körner, Walter Dippel und sangen die Soli, welche keinem Einzelnen Weiglein ein dankbares Hervortreten gönnen, mit um so rühmlicherer Hingebung an das Ganze. Die Es-dur-Messe, Schubert's letzte und größte Kirchen-Composition, war nach ihrer ersten und einzigen Wiener Aufführung in der St. Ulrichskirche (1829) bald nach Schubert's Tode völlig verschollen; selbst (dessen Kreißle Schubert-Biographie 1864 erschien) kannte sie noch nicht., der in Brahms Wienzuerst zwei Sätze der Es-dur-Messe aus dem Manuscripte zur Aufführung gebracht hat, vermittelte auch die Veröffentlichung der Es-dur-Messe bei Rieter-Biederim Jahremann 1865. Wir erlebten Sonntags deren erste vollständige Aufführung — im Concertsaale. Die Verpflanzung eines Kunstwerkes an einen Ort und in eine Umgebung, wofür es schlechterdings nicht bestimmt war, hat immer ihre Unzukömmlichkeiten. Der Bruch, der im Begriff einer Kirchenmusik liegt, wird uns kaum in der Kirche, aber recht sehr im Concertsaal bemerkbar. In dem Compromiß zwischen der Kirche und dem musikalischen Kunstwerk wird das größere Opfer stets auf Seite des letzteren sein. Auch dem genialsten Tonkünstler sind durch die kirchlichen Vorschriften die Hände gefesselt, sogar zeitweilig eine Maske vorgebunden, hinter welcher man sein wahres Gesicht nicht erkennt. Die liturgischen Gesetze und die musikalische Tradition bringen notwendig in alle Messen eine gewisse Familienähnlichkeit, eine allgemein gleichmäßige Färbung, welche dem kirchlichen Bedürfnisse entspricht, im Concertsaale aber, wo die verstärkende und erklärende Mitwirkung des Gottesdienstes ausbleibt, uns leicht etwas ungeduldig macht. Es mag auf einer Einseitigkeit meinerseits beruhen, daß ein herrliches Lied, ein Symphonie- oder Quartettsatz mir den echten Schubert viel näher bringt, lebendiger offenbart als die große Es-dur-Messe. Das liegt nicht an Schubert, aus dessen kräftigster Zeit sie stammt, sondern an Inhalt und Form des Meßtextes. Man kann Schubert nur bewundern, daß sein Genie diese Hemmnisse in so vielen Theilen dieser Messe siegreich durchbrach und Schönheiten ersten Ranges zu Tage förderte. Da, dem Vernehmen nach, eine Wiederholung der Es-dur-Messe beabsichtigt ist, wird sich Gelegenheit zu einer nachträglichen Würdigung dieser Schönheiten bieten. Für heute haben wir schon auf die Geduld unserer Leser

gesündigt, ein zu langes Feuilleton ist niemals „himmlisch“.